

Daniela Wander **Aufbruch in Wittenberg**

Daniela Wander, geboren 1958, studierte Kunstgeschichte, Ethnologie und Pädagogik in Hamburg und Köln und arbeitete anschließend zehn Jahre als Kunstexpertin. Ihr erster historischer Roman, *Simonetta*, erschien 2004, 2006 folgte *Die Erbin der Burg*. Daniela Wander lebt mit ihrer Familie in Düsseldorf.

Daniela Wander

Aufbruch in Wittenberg

Ein historischer Luther-Krimi

Bild und Heimat

ISBN 978-3-86789-495-1

1. Auflage

© 2015 by BEBUG mbH / Bild und Heimat, Berlin

Umschlaggestaltung: fuxbux, Berlin

Umschlagabbildung: Lucas Kranach, Martin Luther in der Amtstracht des evangelischen Geistlichen, Deutsches Historisches Museum, Berlin, Germany,

© DHM / Bridgeman Images; unten: © boyd_alive, shutterstock.com

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Ein Verlagsverzeichnis schicken wir Ihnen gern:

BEBUG mbH / Verlag Bild und Heimat

Alexanderstr. 1

10178 Berlin

Tel. 030 / 206 109 – 0

www.bild-und-heimat.de

Prolog

Schweißgebadet fuhr Katharina aus ihren Kissen hoch, verheddert in ihre Laken und mit jagendem Herzen. Sie war untergegangen. Im Traum eingetaucht in dunkelblaue, seidig glänzende Fluten, unwiderstehlich davon angezogen und in der festen Überzeugung, dort läge die Rettung vor einer Gefahr, von der sie jetzt nicht mehr wusste, worin diese bestanden hatte. Es war eine Täuschung gewesen, natürlich war es das, Wasser war *nie* eine Hilfe, auch nicht im Traum, obwohl da die seltsamsten Dinge möglich waren. Dieses hier war schnell und stark gewesen, ein Sog, der sie in die Tiefe riss und nicht losließ, so sehr sie sich auch wehrte. Dann war alles schwarz geworden und ein schmerzhafter Schlag hatte ihr die Sinne geraubt. Sie aber gleichzeitig geweckt und ihr die Sicherheit gegeben, noch am Leben zu sein. Katharina rieb sich die Stelle am Kopf, an der sie sich am Bettpfosten gestoßen hatte, kurz bevor sie ertrank. Das Gesicht ihres Bruders schob sich in ihre Gedanken: Anton. Tränen strömten über ihre Wangen.

Neben ihr schlief Thomasus den Schlaf des Gerechten. Oder wessen Schlaf auch immer, sie hatte keine Ahnung.

Wie gut, dass dieses Bett so verschwenderisch mit reinen, weißen Laken ausgestattet war. Es gab jede Menge Gelegenheit, sich damit das nasse Gesicht zu wischen in dieser langen Nacht, deren dunkle Stunden nicht weichen wollten und weder Erholung noch Erquickung brachten.

Erst in den frühen Morgenstunden fiel sie endlich in einen bleiernem Schlaf.

I

Die Glocken der Stadt läuteten zur Vesper. Später Nachmittag also, und Katharina hatte endlich einen Grund, das Haus zu verlassen. Seit Thomasus ein paar Tage zuvor von der Leipziger Herbstmesse zurückgekehrt war, hatte sie so unablässig gelächelt, dass ihre Mundwinkel schmerzten.

»Ich möchte noch Ingwerplätzchen besorgen«, kündigte sie entschlossen an. »Die isst Thomasus doch so gern.« Das glaubte sie zumindest, genau wusste sie es nicht. Sie waren noch zu kurz verheiratet und ihr Ehemann meistens zu höflich, um sich in Geschmacksfragen eindeutig zu äußern. Vielleicht auch zu desinteressiert. »Die Schuellerin soll die besten machen, habe ich gehört.« Sie griff nach ihrem Umschlagtuch. »Berthe, wir gehen.«

Ihre Magd sandte einen triumphierenden Blick in die Runde, die sich in der Küche versammelt hatte. Sie war nicht sehr diplomatisch, die Berthe.

Draußen zerstob in der kühlen Oktoberluft die Last, die drinnen das Atmen erschwerte. Katharina zögerte. Lieber hätte sie direkt die Richtung stadtauswärts genommen, besser war es allerdings, zuerst hinein nach Wittenberg zum Markt zu gehen. Der Stadt Hals über Kopf den Rücken zu kehren, konnte leicht mit Flucht verwechselt werden. Eine Katharina Roeseling, geborene Knabb, floh nicht.

Die Schuellerin hatte ihren Pastetenbäckerladen in der Nähe des Holzmarktes. Dies brachte es mit sich, dass sie an der nahe gelegenen Stadtkirche zu Ehren der Heiligen Maria vorbeikamen und dort, im Schutz der Türme, genau vor dem Portal, lümmelte eine kleine Gruppe schwarzberockter Studenten der Wittenberger Universität herum. Keinen Deut besser als ganz normale Gassenjungen, auch wenn sie gerade aufgeregt etwas diskutierten, wovon ein normaler Mensch kaum etwas verstand.

»Die sollten lieber arbeiten und nicht den ganzen Tag herumstehen und palavern«, brummte Berthe geringschätzig, sie hielt nicht viel von Gelehrten. Von denen, die erst noch welche werden wollten, erst recht nichts. Mit der Freiheit des Geistes, der zwischen den engen Stadtmauern Wittenbergs wehte, konnte sie nichts anfangen. So etwas gab es in Elster nicht, und was es dort nicht gab, war wenig wert.

Katharina sah das anders. Elster, der Ort, aus dem sie gekommen waren, lag zwar nur einen halben Tagesritt entfernt, aber den konnte man auch als Weltreise bezeichnen. Beinahe ein Dorf war Elster nicht zu vergleichen mit dieser großen, fremden Stadt, die von nun an ihr Zuhause sein sollte. Ein etwas sprödes Zuhause. Fast auf den Tag genau vor vier Wochen waren sie angekommen, Katharina Roeseling an der Hand eines Ehemannes, den sie eine Woche zuvor zum ersten Mal gesehen hatte. Glücklicherweise war Berthe mit ihr in das neue Leben aufgebrochen, und natürlich tat es gut, in der Fremde wenigstens einen Menschen an der Seite zu wissen, der ihr verlässlich wohlgesonnen war. Leider war Berthe häufig der Ansicht, sie müsse ihre Herrin vor dem Unbill des Daseins schützen. Das war manchmal lästig, denn Katharina fühlte sich durchaus imstande, selbst auf sich achtzugeben.

Sie blieb stehen und tat so, als betrachte sie die Auslage eines Händlers, der Tonkrüge im Angebot hatte, die beim näheren Hinsehen so wirkten, als seien sie etwas nachlässig gebrannt. Einer der Studenten stand fast direkt neben ihr, sein hageres Gesicht glühte. »Aber das können sie doch nicht machen!«, rief er.

»Können sie wohl.« Ein Dicklicher zuckte gleichmütig die Achseln. Woher nahmen arme Studenten das Geld dafür, so viel Fett anzusetzen? »Magister Luther zweifelt die Unfehlbarkeit des Papstes an. Es ist doch blauäugig zu glauben, das könne in Rom auf Gegenliebe stoßen.«

»Aber selbst in Rom dürfen sie nicht meinen, der Papst sei

höher als Christus selbst. Und um den geht es dem Magister doch, oder nicht?« Der Hagere gab so leicht nicht auf.

»Aufrührer«, brummelte Berthe.

»Dem schon.« Ein Dritter mischte sich ein, blondgelockt und schön wie ein Engel. »Aber in der Bannbulle geht's darum, dass nicht wirklich er, sondern Christus selbst verdammt wird, das sagte Bruder Martin jedenfalls. Und nun lädt man ihn nicht zum Verhör, wo er seine Sicht der Dinge darlegen könnte, sondern fordert ihn bloß zum Widerruf auf. Er will aber nicht widerrufen, weil er sich an Christus und die Schrift hält und nicht an die Kirchenverwalter in Rom.«

»Er soll bloß die Klappe halten, *das* wollen die«, fuhr der Hagere wütend auf.

»Auch noch unverschämt«, zischte Berthe.

»Sei doch still.« Sie begann Katharina auf die Nerven zu gehen.

»Wieso? Die Studenten da sind es doch auch nicht.« Sie sprach Studenten aus wie den Namen einer besonders ekligen Art von Ungeziefer. »Besonders dieser Luther.«

»Der ist kein Student, der ist Magister. Doctor.«

»Umso schlimmer.« Wenn sie schon von ihrem geliebten kleinen Elster nach Wittenberg umsiedeln mussten, dann sollte man ihnen dort wenigstens einen friedlichen Empfang bereiten, meinte Berthe.

»Vielleicht ist die nicht echt, die Bulle.« Der Dicke wollte Frieden stiften. »Man kann doch gar nicht begreifen, dass außer Magister Luther niemand für Christus streitet. Das müsste immerhin im Interesse des Papstes sein. Oder nicht?«

»Wer's glaubt. Die haben die Verheißung verwässert, jetzt will einer sie wieder herstellen, und das mögen sie nicht. So sieht's aus.« Der Hagere funkelte böse in die Runde.

»Ist ja schon gut. Ich muss los.« Der Dicke hatte keine Lust mehr. Vielleicht plagte ihn der Hunger. »Magister Rothermund

liest heute die Rhetorik. Das will ich nicht verpassen.« Hunger nach geistiger Nahrung also. Man sollte die Leute nicht nach Äußerlichkeiten beurteilen.

»Komm weiter.« Katharina wollte jetzt auch fort. Es war schon spät, und wenn sie noch die Ingwerplätzchen besorgen wollten, mussten sie sich beeilen.

Aus der stets weitgeöffneten Tür der Schuellerin drangen fast greifbar schwer die köstlichen Düfte, die ihr Gewerbe mit sich brachte und die dankenswerterweise imstande waren, die oft sehr viel derberen Dünste der Stadt zu überlagern. In der Straße der Bäcker herrschte reger Betrieb, es war mühsam, sich einen Weg zu bahnen. Die Wittenberger Hausfrauen waren fleißig und bestrebt, den Lieben daheim ein schmackhaftes Abendessen zu bereiten, sie holten ihre Brote ab und besorgten noch schnell dies und das. Im Gedränge vor dem Laden stieß Katharina prompt mit einer hübschen jungen Frau zusammen, die durch ihren eigenen Korb behindert wurde, der allem Augenschein nach Einkäufe aus der Schwarzbäckerei direkt neben der Schuellerin enthielt.

»Verzeihung.« Sie zog die glatte Stirn in drollige Falten und rieb sich die Hüfte, gegen die ihr breiter Korb gestoßen war.

»Nein, *ich* muss mich entschuldigen«, erwiderte Katharina eilig. »Hoffentlich habt Ihr keinen blauen Fleck davongetragen. Ich bin wohl ein bisschen ungestüm gewesen.«

»Das versteht niemand besser als ich. Ich hab's auch immer eilig, wenn ich zur Schuellerin will. Leider neige ich ein wenig zur Prasserei.« Dunkle Brauen zogen sich sorgenvoll zusammen, und eine schmale Hand klopfte nachdrücklich auf moosgrünes Faltengewirr, das einen gertenschlanken Leib umhüllte.

»Ihr könnt es Euch leisten.« Katharina lächelte. Es war angebracht, nett zu sein, denn es kam nicht häufig vor, dass ihr jemand hier in Wittenberg mit unverstellter Freundlichkeit begegnete.

»Zum Glück.« Die junge Frau lächelte spitzbübisch. »So, nun muss ich weiter. Aber vorher will ich Euch noch die Mandelmonde empfehlen. Die müsst Ihr unbedingt probieren. Ich habe nicht *alle* genommen, ein paar habe ich anstandshalber übrig gelassen.«

»Besten Dank.« Katharina lachte. »Ich werde Euren Rat natürlich beherzigen.«

»Dann lebt wohl. Und seht zu, dass Ihr Eure Plätzchen nicht so schnell futtert wie ich meine, dann habt Ihr nämlich nicht viel davon.«

Wenig später standen sie mit je einem Säckchen Mandelmonde und Ingwerbällchen auf der Straße, hinter sich das warmduftende Schuellerinnen-Geschäft, vor sich hastende, eilige Wittenberger. Es war später, als Katharina gedacht hatte, die Sonne näherte sich bereits dem fernen Horizont, aber wenn sie auf ihren täglichen Spaziergang verzichten müsste, würde sie verrückt werden. Es brachte ihr die nötige Luft zum Atmen, wenn sie die Straßen und Häuser für einen Moment hinter sich lassen konnte.

Sie gingen zur Stadtmauer. Dahinter lag der Wallgraben, über den ein Brückchen führte, dann kam flaches Land mit struppigem Gras, aus dem sich Stieleichen, Pappeln und Weiden mit dünnen Zweigen erhoben, die bereits kahl wurden. Was eben so wuchs in der Nähe eines Flusses, der immer wieder sein Wasser über die Ufer treten ließ, um sich zu holen, was ihm nicht gehörte. Nur wenige Gehminuten und man erreichte die Elbe.

Berthe war unternehmungslustig. »Wollen wir heute nicht mal zum Fluss?«

»Nein.« Sie gingen nie bis zum Fluss.

Wenn man das schmale Gebäude an der Elbstraße durch den unscheinbaren Eingang betrat, stand man beinahe direkt in den Räumen, die zu Thomasus und seinem Händlerdasein gehör-

ten. Sie waren nur durch steinerne Rundbögen von der Diele abgetrennt, was es mit sich brachte, dass die Geschäftspartner und Kunden des Hauses Roeseling direkt mit dem Handels- herrn in Kontakt treten konnten. Es hatte außerdem zur Folge, beim Heimkommen zuallererst auf Rutger zu treffen, Thomasus' Hauptbuchhalter und Sekretär, der ihm in sämtlichen Lebenslagen treu und mit allem Einsatz zur Seite stand. Leider erstreckte sich diese Ergebenheit nicht auf die Gattin des Haus- herrn. Also war der tägliche Gang vorbei an eisiger Ablehnung eine unangenehme Begleiterscheinung, die die Aufteilung des Gebäudes mit sich brachte.

Katharina sog einen Moment den warmen, dichten Duft nach Zimt, Ingwer und kandierter Orangenschale ein, eine Ent- schädigung für die frostklirrende Kälte, die aus Rutgers Kontor drang. Mit raschen Schritten durchquerte sie die Diele und be- trat die Küche am anderen Ende des Hauses.

»Ich dachte schon, Ihr würdet nicht zum Abendessen er- scheinen«, bemerkte Mechthild missbilligend, ohne von ihrem emsigen Treiben am Herd aufzublicken.

Es war nicht nötig zu antworten. Mechthild war zwar unver- schämt, aber sie war die Köchin des Hauses, und Katharina ge- dachte nicht, es sich noch gründlicher mit ihr zu verderben, als sie es durch ihre bloße Existenz bereits getan hatte.

»Meine Güte, sei doch nicht so unfreundlich, Mechthild. Wann ist die Herrin denn je zu spät gekommen?« Maria, Kü- chenmagd und rechte Hand Mechthilds, war außer Thomasus die Einzige im Haus, die sich von der Köchin nicht einschüch- tern ließ. Sie hackte mit Verve die Kräuter klein, die kurz vor dem Auftragen noch in die Kalbsfußsuppe zu werfen waren, ver- zog ihr hübsches Gesicht übermütig in eine gespielt verzweifelte Grimasse und zwinkerte Katharina zu.

Diese reichte ihr die beiden Säckchen mit dem Gebäck. »Leg sie auf einen Teller und serviere sie zum Dessert.«

Mechthild warf ihr einen übellaunigen Blick zu. »Ich habe Hirseplätzchen mit Birnenkompott gemacht. *Das* ist der Nachtsch für heute.«

Himmelherrgott. Es war unausweichlich, dass sie in Kürze klarstellen musste, wer eigentlich die Herrin hier im Hause war. Vorerst rang Katharina um einen einigermaßen gleichmütigen Ausdruck und sagte: »Stellst du eben beides auf den Tisch.«

Keine Reaktion. Katharina biss die Zähne zusammen und wandte sich ab. Gemächlich, damit es nicht nach Rückzug aussah, verließ sie die Küche und stieg die Treppe hinauf nach oben in ihre kleine, private Wohnstube. Thomasus hielt sich nur ab und an dort auf, vielleicht war es ihm dort zu eng. Sie hatte gelernt, den Raum als ihr eigenes Reich zu betrachten. Er war warm, denn er lag über der Küche, und er hatte ein Fenster, von dem aus sie den Hof und einen Teil des Gartens überblicken konnte. Wenn sie sich auf die Zehenspitzen stellte, sah sie sogar noch das breite Band der mäandernden Elbe zwischen den Baumwipfeln glitzern.

Berthe war emsig damit beschäftigt, ihr Umschlagtuch von Staub und Blättchen zu befreien, die sich auf ihrem windigen Spaziergang in der dichten Wolle verfangen hatten. Mit mehr Energie als unbedingt notwendig fuhr sie mit einer Bürste aus Schweinshaaren über den dunkelgrünen Stoff, der im Zwielicht des Raumes fast schwarz wirkte.

»Irgendwer sollte der Mechthild mal eine runterhauen«, murmelte sie gut hörbar.

»Ja. Aber du wirst dieser Jemand ganz bestimmt nicht sein.« Katharina verlor allmählich die Lust, Frieden zu stiften. Es war, als würde sie gegen eine Mauer anrennen. »Das ist *meine* Aufgabe. Du kannst sicher sein, wenn sich die Zustände hier im Haus nicht bald ändern, wird Mechthild die größte Überraschung ihres Lebens erleben.«

Aufatmend ließ Katharina sich auf ihren Platz neben Thomasus sinken. Sie war hungrig; abgesehen von einem Haferkeks kurz nach dem Aufstehen in der Morgendämmerung hatte sie noch keine Zeit gefunden, etwas zu sich zu nehmen.

Alle anderen waren bereits um den Tisch versammelt, nur Berthe fehlte. Thomasus runzelte die Stirn. Er hatte nicht die Absicht, auf die Magd seiner Frau zu warten. Seine Zuneigung zu ihr hielt sich in Grenzen, er mochte Berthe nicht, sie war ihm zu vorlaut, zu laut überhaupt. Aber sie mit nach Wittenberg nehmen zu dürfen, war die einzige Forderung gewesen, die Katharina selbst an die Ehevereinbarungen geknüpft hatte. Das und die Reise über den Landweg. Thomasus hatte in beidem nachgegeben, die Wünsche waren bescheiden genug, wenn er sie auch lästig fand.

Mittags gab es in der Regel Eintopf, heute mit Ackerbohnen, Grütze und Speck, und ein betörender Duft stieg mit dem Dampf in die kühle Luft der Wohnstube. Seufzend tauchte Katharina ihren Löffel in das dicke Gebräu.

Rums. Die Haustür krachte ins Schloss. Unverkennbar Berthe. Katharina vermied den Blick auf Thomasus, es war besser, diesen energisch auf Mechthild zu richten. Die Köchin hatte den Mund bereits zu einem bissigen Kommentar geöffnet, klappte ihn aber wieder zu, als sie den unbeugsamen Ausdruck ihrer Herrin sah. Erstaunlich. Und sehr zufriedenstellend.

»Tut mir leid, Herr, dass ich zu spät bin.« Berthe plumpste auf ihren Stuhl. Sie wusste, bei wem sie sich zu entschuldigen hatte und bei wem nicht. »Aber es herrscht einiger Wirbel in Wittenberg. Das hat mich aufgehalten.« Sie verstummte. Ganz sicher in der Hoffnung, sie würde gefragt werden, was genau los sei.

Die Runde um den Tisch schwieg. Thomasus interessierte sich nicht für ihren Bericht, Rutger und seine Leute pflegten Berthe, genau wie Mechthild, stets nach Kräften zu ignorieren,

Til, der Viehknecht, sprach sowieso niemals, Hannes freiwillig nur zu seinen Pferden, Maria und Barthel waren mit schäkernenden Blicken beschäftigt, und Walli war zu schüchtern. Katharina wollte gerade eingreifen und sich pflichtschuldig nach Berthes Erlebnissen erkundigen, als sich zu ihrer Überraschung doch noch Rutger einschaltete. »Wieso? Ist etwas passiert?« Alles, was an Unregelmäßigkeiten geschah, konnte Einfluss auf die Geschäfte nehmen, und wahrscheinlich fand er, dass es besser war, davon zu wissen. Auch wenn der Überbringer der Nachricht in seinen Augen nicht besonders vertrauenswürdig war.

»Ja.« Berthe genoss den Auftritt. Genüsslich schlürfte sie ein wenig Eintopf. Mechthild kochte gut, das musste man ihr lassen.

Rutger verzog säuerlich die Miene. »Gibt es auch einen Umstand, der dich dazu veranlassen könnte, uns zu erzählen, was geschehen ist?«

An Berthe war Ironie verschwendet. »Wenn's interessiert.«

Es interessierte ihn. Und alle anderen inzwischen auch. Bis auf Thomasus blickte jeder am Tisch nun auf Berthe. Ihr ausladender Busen wogte fröhlich.

Ein prüfender Blick in die Runde, ob man tatsächlich gewillt war, ihr zuzuhören. »Es hat eine Tote geben«, verkündete sie dann. Berthe mochte Katastrophenmeldungen, sie brachten Farbe in das tägliche Einerlei.

»Eine Tote!« Maria riss die Augen auf.

»Tote gibt's immer wieder. Die Menschen sterben nun mal.« Mechthild gönnte Berthe die Aufmerksamkeit nicht.

»Tja, wohl wahr.« Berthes Augen glitzerten. Sie hatte nicht die Absicht, so schnell mit ihren Neuigkeiten herauszurücken, es war selten genug, dass sie sich im Mittelpunkt des Interesses sonnen durfte.

»Es handelt sich bloß um eine Frau.« Rutgers Ton war abschätzig. Frauen hatten wenig Bedeutung in der Geschäftswelt, und eine andere existierte für ihn nicht. Katharina fragte sich,

was Thomasus eigentlich an ihm fand. Es musste doch noch mehr Leute geben, die vernünftig lesen und schreiben konnten. Die fleißig und verschwiegen waren, treu und bis zur Selbstaufgabe ergeben. Nun, vielleicht gab es davon doch nicht so viele.

»Bloß weil du keine Weiber magst«, Maria lächelte Barthel zu, auf den das ganz augenscheinlich nicht zutraf, »ist doch der Tod einer Frau nicht weniger schlimm.«

»Man müsste auch wissen, um welche Frau es sich eigentlich handelt.« Mechthilds Neugierde war erwacht, wenn auch widerwillig. Es war ein Fest für Berthe.

»Nicht nur das.« Maria besaß einen feinfühligem Verstand. »Es kommt auch darauf an, auf welche Weise sie die Erde verlassen hat, um in den Himmel aufzusteigen.«

»Wenn sie überhaupt aufgestiegen ist«, ergänzte Berthe zuckersüß und hatte damit endgültig alle Blicke auf sich gezogen. Nun hieß es, den Bogen nicht zu überspannen. »Tot ist die kleine Roswitha Ville. Und gestorben ist sie, weil sie sich aufgehängt hat.«

»Nein!« Ein allgemeines Ächzen stieg auf, zumindest von den Frauen am Tisch. Irgendwo klirrte laut ein Löffel gegen einen Teller.

Thomasus' Löffel. »Wer sagt das?« Zwischen seinen Brauen hatte sich eine steile Falte gebildet, die seine Züge nicht milder wirken ließ.

»Alle eben.« Berthe zuckte die wohlgerundeten Schultern. »Es pfeifen die Spatzen von den Dächern. Die Villerin hat sich aufgehängt und keiner weiß, warum. Es heißt, der Vater sei außer sich vor Schmerz.«

»Ich kann das nicht glauben.« Es war das erste Mal, dass Katharina heute bei Tisch das Wort ergriff, und alle wandten ihr den Blick zu.

»Ihr kanntet sie doch überhaupt nicht.« Mechthild funkelte sie an. Die Tote war eine Wittenbergerin und die Herrin war es nicht, so sah das in ihren Augen aus.

»Nicht gut, das ist richtig.« Katharina zögerte und verlor sich in Erinnerungen an ein blondgelocktes, zartes Etwas, an Lieblichkeit mit unschuldigem Blick aus blauen Augen. »Aber ich habe sie ein paarmal gesprochen.«

Sie war freundlich gewesen, mit einem warmen Lächeln, leicht dahingesprochenen Worten voller Herzlichkeit. Ohne dieses Abschätzigkeits im Blick, das Vorsichtige, mit dem man ihr hier im Allgemeinen entgegentrat. Katharinas Augen wurden heiß und nass, aber sie riss sich entschlossen zusammen. Das fehlte noch, hier am Tisch in Tränen auszubrechen. Bloß weil ein Mägdelein, das sie kaum gekannt hatte, nicht mehr unter ihnen weilte. Dann fiel ihr etwas ein.

»Ist es denn sicher, dass sie sich umgebracht hat? Ich meine, so etwas ist doch ein sehr ... drastischer Schritt.« Genau genommen war er ungeheuerlich. Jeder wusste doch, was auf Selbstmörder wartete.

Ein Grab auf dem Schindanger. Himmlisches Fegefeuer, hingezogen in die Unendlichkeit. Wenig Aussicht auf Vergebung.

Katharina hatte Roswitha Ville in der Stadtkirche zum ersten Mal gesehen. Sie hatte so inbrünstig gesungen und gebetet, dass es ihr aufgefallen war. So jemand glaubte an Gott und befolgte brav seinen Willen. So jemand brachte sich doch nicht einfach um.

Thomasus schob mit einem kratzenden Geräusch ungeduldig seinen Stuhl zurück und erhob sich. Mit raschen Schritten und ohne ein weiteres Wort verließ er die Stube. Die Mahlzeit war beendet.

II

Der allgegenwärtige Geruch von Druckerschwärze durchdrang das Haus, nur das sonst beständige Klacken und Klopfen der Pressen fehlte. Heitere Sonnenstrahlen fielen durch eine geöffnete Luke im steilen Dach, Staubkörnchen schwebten glänzend wie winzige Perlen im Licht. Die Stille war mit den Händen greifbar.

Wolfhard Stotzius betrachtete mit hochgezogenen Brauen die junge, hübsche Frau direkt vor ihm. Liebliche Locken kringelten sich um schmale Schultern, die geschmeidige Gestalt war umhüllt von leuchtend blauem Samt. Sie hätte, süß wie sie war, über eine Sommerwiese tanzen sollen. Stattdessen hing sie an einer gedrehten Seidenkordel vom Dachbalken herab und pendelte kaum merkbar im Luftzug dieser vermaledeiten Dachkammer, in der es schwerfiel, normal weiterzuatmen.

»Kann denn niemand das Mädchen abnehmen, um der Liebe Christi willen!« Bruder Meinhardus war angespannt. Ihm behagte der Anblick nicht.

Stotzius' massige Gestalt drückte mit jedem Zoll Widerwillen aus. »Nun, die Sache scheint ja wohl mehr als klar zu sein.« Mit dem Wink einer herrischen Hand rief er den Gerichtsdienner heran, die Leiche von ihrem luftigen Platz wegzuschaffen.

Der Gerichtsdienner war ein unbeholfener Mann und fühlte sich ersichtlich unwohl. Es sollte nicht zu seinen Aufgaben gehören, hübsche Selbstmörderinnen von ihren irdischen Fesseln zu befreien, fand er. Genau genommen sollte es niemandes Aufgabe sein. Behutsam, um Roswitha Villes Lockenpracht nicht in Unordnung zu bringen, machte er sich an dem grünen Band zu schaffen, das eng den schlanken Hals umschnürte.

Zu behutsam vielleicht, denn er vergaß, den Mädchenkörper abzustützen, und so krachte dieser mit einem hässlichen Ge-

räusch auf die Dielenbretter zu seinen Füßen. Staub rieselte vom Dachbalken herab und bedeckte als feine Puderschicht den Samt ihres Kleides.

Aus dem Zwielficht einer Ecke des weiten Raumes erklang ein hohes Wimmern wie von einem Tier, gefangen in einer Falle ohne Ausweg.

Richtig, Dederich Ville, der unglückliche Vater der Delinquentin, war ja auch noch da. Stotzius hatte seine Anwesenheit entschlossen ignoriert. Unangenehm. Andererseits hatte es hier im Haus wohl an der nötigen Gottesfurcht gemangelt. Hand an sich zu legen! Stotzius schüttelte in gerechter Empörung das mächtige Haupt. Jedenfalls war er der Meinung, man solle die ganze unerfreuliche Angelegenheit möglichst schnell hinter sich bringen. »Reißt Euch zusammen, Ville.« In Ermangelung einer Reaktion fügte er erläuternd hinzu: »Ihr seid verpflichtet, uns noch einige Auskünfte zu geben.«

Der Rat musste informiert, die Schöffenkollegen vorbereitet werden. Stotzius, Mitglied der Fleischerzunft und Schöffe des Wittenberger Ratskollegiums, war gemeinsam mit Bruder Meinhardus entsandt worden, die Sachlage zu klären. Seiner Ansicht nach gab es da nicht viel zu rätseln. Roswitha Ville hatte sich aufgehängt, jedes Kind konnte das erkennen. Nur ein Narr mochte glauben, bei dem Vorfall könne es sich um ein Versehen gehandelt haben. Eine grüne Seidenkordel, zu einer Schlinge gewunden und geknüpft, tief eingeschnitten ins Fleisch eines Mädchenhalses – was gab es daran noch zu deuten?

Bruder Meinhardus warf Stotzius einen strengen Blick zu und wandte sich dann an die kauernde Gestalt in der Ecke. »Meister Ville, steht auf, Ihr müsst mit uns sprechen.«

Der Druckermeister befand sich jedoch für den Moment außerhalb der Realität. Wie auch nicht, mit einer toten Tochter am Balken? Er hockte stumm und händeringend auf den Dielen-

brettern, um ihn herum die hastig raschelnden Schritttchen von Mäusen, die sich in ihrer Ruhe gestört fühlten.

»Wer hat sie gefunden?« Bruder Meinhardus' hagere Gestalt klappte zusammen und hockte sich neben den unglücklichen Hausherrn.

Der vorwitzige Sonnenstrahl war weitergewandert und erfasste nun das leuchtende Bunt des Villeschen Wamses, dessen Fröhlichkeit der Düsternis der Situation gänzlich unangemessen war. Dederich Ville blinzelte in die Helligkeit. Verwirrte Augen, in Tränen schwimmend. Bruder Meinhardus war Seelsorger, er kannte sich mit unglücklichen Mitmenschen aus. Sanft legte er die Hand um Villes Ellenbogen. »Nun steht auf«, wiederholte er ruhig.

Wolfhard Stotzius schnalzte gereizt mit der Zunge, seine Geduld wurde auf eine harte Probe gestellt. Bruder Meinhardus winkte ihn mit einer resoluten Bewegung zur Ordnung. Der Gerichtsdienner scharfte verlegen mit den Füßen. Dederich Ville nahm von all dem keine Notiz.

Endlich rappelte er sich auf. »Sie war doch so ein hübsches Kind«, flüsterte er.

»Ja, das war sie. Aber nun müsst Ihr uns sagen, wer sie gefunden hat.«

»Ich. Ich war es.« Sein Flüstern war kaum mehr zu hören. »Ich kam die Stiege hoch, auf der Suche nach ... nach ... ich weiß nicht mehr. Und da ... da hing sie ...« Dederich schlug die Hände vors Gesicht.

Ein Vater, der sein einziges Kind auf eine ungeheuerliche Weise verloren hatte. Wolfhard Stotzius dachte kurz an seine drallen Töchter daheim und daran, was ihnen blühen würde, sollten sie ähnlich verantwortungslos handeln, dann mäßigte er seinen Ton. »Seid Ihr nicht auf den Gedanken gekommen, sie abzuschneiden?«

Der Druckermeister wandte ihm das kalkweiße Gesicht zu, die mausgrauen Haare fielen wirr über seinen Schädel, vermoch-

ten die kahlen Stellen nicht mehr zu überdecken. In stummem Entsetzen schüttelte er den Kopf. »Abschneiden? Ich? Nein.« Mühsam stolperten die Laute über seine spröden Lippen.

»Nun, sie hätte ja noch leben können«, wies ihn Stotzius streng zurecht.

Bruder Meinhardus schüttelte den Kopf. »Feingühligkeit gehört nicht zu Euren Stärken, Stotzius«, bemerkte er.

Dederich Ville hatte sich unterdessen erneut in das Innere seiner Verzweiflung zurückgezogen und den Wortwechsel nicht verfolgt. Nur mit Anstrengung kam er auf die Knie. Dann kroch er Zoll für Zoll auf die sterbliche Hülle seiner Tochter zu.

Klamme Finger auf einem erstarrten Gesicht. Kalt und glatt, wie bei einer Marmorstatue. Und genauso tot. Dederich Ville brach in herzerreißendes Schluchzen aus.

Der Himmel zog sich zu, der bislang goldene Oktober bewies, dass er auch einiges an Schroffheit zustande bringen konnte und schickte Wolken in sämtlichen vorstellbaren Grauschattierungen. Katharina stand gemeinsam mit Walli im Garten auf der Rasenbleiche, um noch vor dem Regen die Wäsche ins Haus zu holen. Der Wind zerrte an ihren Kleidern, blähte Rock und Ärmel. Sie hoben und senkten die Hände in gleichmäßigem Takt, als sie die steifgetrockneten Hemden und Tücher von den Klammern befreiten, mit denen sie an der Leine befestigt waren.

Es handelte sich um eine Arbeit, bei der man gut nachdenken konnte. Vor allem, da Walli von sich aus kein Wort von sich gab, und sprach Katharina sie an, färbten sich ihre Wangen so rot wie die abgearbeiteten Knöchel ihrer Finger.

Das Seil tanzte auf und ab, wenn wieder ein schweres Stück in den Wäschekorb fiel.

Ob Roswitha auch getanzt hatte, als sie an ihrem Strick hing?

Katharina ließ die Arme sinken und dachte an den Tag im September zurück, an dem sie mit der jungen Ville das erste